

Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{2}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



man braucht, um bis zum Ende seiner Tage ein Feind der Ehe zu sein!

Doch der Charakter denkt und das Herz lenkt. Er sah Klara von Schönwies und „sie lieben war das Werk eines Augenblicks“ wie die, Gottlob, überwundenen Romantiker zu sagen pflegten.

*

Das Wort trifft hier nicht ganz zu.

Der „Augenblick“ verlängerte sich; ja, er währte länger, als man geglaubt hätte. Denn nach einem so bewegten Leben wie das seinige war, hatte Graf Mattimfuß wohl das Recht, sich einige Zurückhaltung zu gönnen. Aber sie war so zärtlich und hatte es so eilig; sie wußte ihn so verführerisch zu locken, daß der Graf ausrufen durfte: „Durch ihre Liebe ward ich neugeboren!“

Doch hätten wir uns vor Uebertreibungen. Es ging sehr glänzend in den ersten sechs Monaten; es ging glänzend in den zweiten sechs Monaten; es ging erträglich in den folgenden drei Monaten und mittelmäßig in weiteren drei Monaten. Dann nichts mehr.

*

Absolut nichts!

Wie es scheint, gibt es physiologische Katastrophen,



Das Gewitter.

Im Herbst seines Lebens entschloß sich Graf Viktor Mattimfuß zu heirathen.

Es war eine Liebesheirath, durch die Reize der Gräfin allerdings sehr gerechtfertigt. Sie war eine kleine blonde Teufelin, gut genährt, herzlich, feurig, — hauptsächlich feurig! Graf Mattimfuß

konnte dies in der ersten Zeit seiner Ehe erfahren.

Er zählte volle vierundvierzig Jahre, als er auf seinem Wege diesem lieblichen Geschöpfe begegnete, das ihn dazu bewog, auf das ihm liebgewordene Junggesellenleben zu verzichten.

Wer hätte dies geglaubt? Er, der bekannte Clubman, der Habitué des Baccarat, des Turfs und der Theater-Koulißen, der unermüdlige Schürzenjäger, der Alles hatte, was

welche den Betroffenen völlig aus der Fassung bringen. Selbst die Fakultät weiß nicht immer Bescheid.

Denn der Graf, tief bekümmert über diesen Niedergang, hatte seinen Arzt zu Rathe gezogen.

— Hm, hm!

— Sie begreifen, Doktor, wie unangenehm das ist. Nichts ließ mich eine solche Katastrophe ahnen. Im Gegentheil . . .

— Gerade dieses „Im Gegentheil“ erklärt den bösen Kasus.

— In Aldem sehe ich noch kein Mittel . . .

— Ein Mittel? . . . Ich kenne keines.

— Was nützt uns dann die Wissenschaft?

— Ja, da haben Sie recht.

Und diese Konsultation kostete zwanzig Mark.

Graf Mattimfuß kehrte von derselben sehr entmutigt heim. Der Status quo hatte sich in Permanenz erklärt; der Status quo post bellum.

Die arme kleine Gräfin machte sehr verdrossene Gesichter . . .

*

In diesem Zustande der Dinge traten Graf und Gräfin Mattimfuß eine Reise nach Belgien an. Es war eine Erholungsreise und zugleich eine Gesundheitsreise.



Der Graf hatte gehört, daß die Bäder von Spa stärkende Eigenschaften besitzen, die nicht zu verachten sind. Das genügte, um ihn zur Reise nach Spa zu entscheiden. Die Gräfin folgte ihm mit rührender Resignation dahin.

Man war seit zehn Tagen in Spa. Die Kur hatte begonnen; ja sie war schon auf halbem Wege. Keine Spur von jener heilsamen Wirkung war noch zu merken, welche der Graf nach den hochtönenden Reklamen erwartet hatte. Die stärkenden Eigenschaften wollten ihn nicht stärken.

Er glaubte nichts mehr, aber er trank dennoch Gesundbrunnen.

Es muß hinzugefügt werden, daß die Temperatur eine sehr schwüle war. Wenn es in diesem engen Thale von Spa, das zwischen Bergen eingezwängt liegt, heiß ist, dann ist es unerträglich. Man glaubt Blei auf den Schultern herumzuschleppen und mit der Luft Feuer einzuathmen.

Das fehlte dem armen Grafen noch . . .

*

Seit einer Woche schon gefiel sich das Thermometer in diesen Extravaganzen, als in einer Freitagnacht — Dies Veneris: Tag der Venus — ein fürchterliches Ungewitter aus-

brach. Die Donnerschläge widerhallten fürchterlich in den Bergen und die unaufhörlich aufflammenden Blitze schienen die ganze Erde in eine riesige Punch-Bowle zu verwandeln.

Durch dieses Getöse und dieses Wetterleuchten wurden der Graf und die Gräfin in ihren Betten aufgeweckt.

Sie bewohnten zwei möblierte Zimmer, die nur durch einen kleinen Salon getrennt waren.

Plötzlich öffnete sich die Thüre dieses kleinen Salons.

Es war die Gräfin. Das Entsetzen hatte sie aus ihrem Zimmer in dasjenige des Grafen gejagt

— Um Vergebung . . . stammelte sie. Ich habe Furcht in meinem Zimmer allein . . . Dieses schreckliche Gewitter! . . . Ha! schon wieder . . .

Ein flammender Blitz schien die finstere Nacht in Brand zu stecken.



In einer Bewegung maßloser Angst eilte die Gräfin zu dem Bette ihres Gatten. Doch richtete sie sich sogleich wieder auf und stammelte eine Entschuldigung.

Der Graf fühlte etwas wie einen elektrischen Schlag. Ja, wenn die Elektrizität sich in die Sache mengt! . . .

Auch war sie so anbetungswürdig schön, die kleine Gräfin, ihn ihrem Nachtkleide von blauer Seide mit duftig-weißen Spitzen . . .

Es war ein gefährliches Nachtkleid, das in aller Eile umgeworfen, Schätze sehen ließ, deren der Graf fast schon vergessen hatte.

Jetzt ein neuer Blitz und gleich darauf ein neuer Donnerschlag.

— Das hat eingeschlagen! rief die Gräfin, indem sie schier bewußtlos von Neuem auf das Bett des Grafen hinsank.

— Bleibe hier! flüsterte der Gatte mit zärtlich bebender Stimme.

Sie öffnete die Augen und sah ihn mit glücklichem Erstaunen an.

— Ach, ja . . . Bleibe hier!

Und er nahm sie in seine Arme, um sie zurückzuhalten.

Im Monat Oktober des nämlichen Jahres war eines Abends in dem Salon des Grafen eine Gesellschaft versammelt. Man plauderte Das und Jenes; man plauderte auch vom Reisen.

— Haben Sie sich in Spa wohl befunden, Graf? fragte die Baronin Walberg.

— Oh ja; nicht übel.

— Ich war in Tirol. Ein schönes Land; aber es gibt fortwährend Gewitter



Da hörte man die Gräfin in stehendem Tone zu ihrem Gatten sagen:

— Lieber Mann! Im nächsten Jahre führst Du mich nach Tirol — nicht wahr?



P. V.

Aussprüche über die Ehe.

Ehefrauen sollten so wenig Augen haben, wie eine Spitalsuppe.
Abraham a Santa Clara.

Das schönste aller Mädchen, das beneidet
Von Allen, überall, auf jeden Schmaus
Geladen, und gesucht auf jedem Ball
Brillirt — ein And'rer nehme sie, nicht ich.

Lebt Einer ohne Weib, der lebt nicht ohne Sünde.

Set' den felt'nen Fall: ein alter Mann
Hätt' eine junge treue Frau, — wer glaubt's?

Die Vielweiberei ist dem Naturgesetze nicht zuwider.

Die Ehe ist das Correctionshaus der Liebe

Die verheiratheten Frauen müssen leben, als ob sie keine
Männer hätten.

Die Ehe ist nichts als ein stillschweigender Vertrag gegen-
seitiger Täuschungen

„Mein lieber General-Major v. Bronikowski! Ich gebe Euch
auf Eure Vorstellung vom 12. dieses wegen Versorgung Eurer
Schwester durch eine Heirath mit dem Cornet van Zmiewosky in
Antwort, daß die Husaren nicht durch die Scheide, sondern
durch den Säbel ihr Glück machen sollen.“

Friedrich der Grosse.
(Cabinettsordre vom 20. Okt. 1746.)

Nur Diejenigen mögen heirathen, die sich fürchten, des Nachts
allein zu schlafen.

Wenn Du die Braut ins Bette ruffst, so wehrt sie sich beim Bitten;
Nicht bitte! Denn sie hat schon selbst viel vom Verzug gelitten.

Alle Wochen zwier
Schadt weder mir noch dir,
Und macht doch des Jahres hundert vier.

Den schlimmsten Krieg habe ich mit meiner Gattin Olym-
pias geführt

In Holland sind die Mädchen zugänglich und von gut-
müthiger Natur, aber in der Ehe wahre Lucretien. In Frank-
reich sind die Weiber vor der Trauung verliebt, und noch verliebter
nachher. In England aber ist es ein Wunder, wenn ein Mädchen
einem Liebhaber Gehör gibt, der nicht gleich von der Ehe spricht

Die Ehe ist eine Einrichtung ohne Sinn und Verstand.

Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde
eine Frau und für die Welt eine Gemahlin.

Die Frau nimmt in der Ehe den Namen des Mannes
an, sowie ein Sieger den Namen der Schlacht annimmt, die er ge-
wonnen hat

Die Unschuld.

Jeremias Stark schleuderte sein Trinkglas wüthend
zu Boden, daß es in tausend Splitter zerschellte.
— Nein! rief er; nein, es gibt kein unschul-
diges Weib auf Erden! Die Eine wird durch das
Glend, die Andere durch die Neugierde, durch ihr Blut, und
die Anderen werden — durch die Gelegenheit zu Fall gebracht.
Es gibt junge und alte, schöne und häßliche, begehrenswerthe
und plumpe, aber keine unschuldigen Frauen.

Gottfried Senftig aber führte ruhig sein Glas zum
Munde, leerte dasselbe auf einen Zug und sagte dann:

— Doch; es gibt welche.

Darob gerieth nun Jeremias Stark in große Aufregung.

— Mann, was redest Du da? rief er. Sage, daß Du
eine Million besitzt und ich werde glauben, Du hättest sie
gewonnen; sage, Du hättest niemals einen Strauß mit Deiner
Schwiegermutter auszufechten gehabt und ich werde mir denken,
Du seiest jener Auserkorene, von welchem die Sage uns erzählt.
Wenn Du aber behauptest, es gebe ein unschuldiges Weib und
kannst es nicht beweisen, dann brülle ich Dir ins Ohr, daß
Du hienieden der größte — Narr seiest.

Gottfried Senftig lächelte, trank ein zweites Glas und
sagte dann:

— Jawohl, es gibt welche.

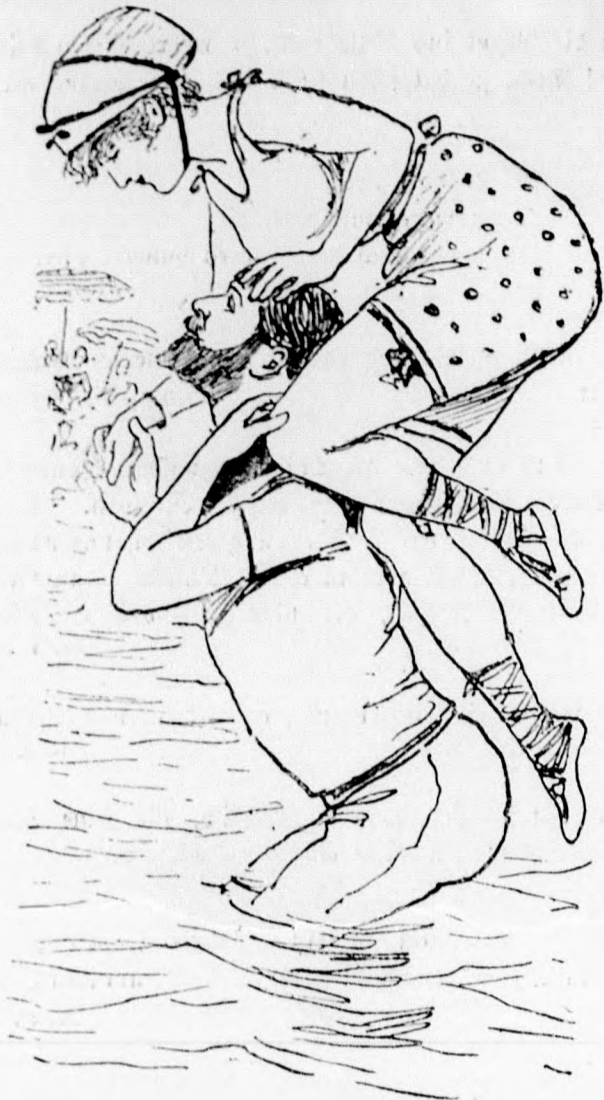
— Zum Beispiel: mein Weib.

Sie war ein armes Waisennädchen und hatte schöne
große Augen und dazu eine gar nicht schöne, bescheidene Mit-
gift. Diese Mittel hätten nicht genügt, mich ins Ehejoch zu
beugen und dennoch habe ich sie zur Frau genommen.

Weil ich mich überzeugt habe, daß sie unschuldig sei.

An einem schwülen Sommer-Nachmittag — wir waren
noch im Stadium des Courmachens — machte ich ihr, wie

Aus den Bädern.



— Soll ich nicht den Platz wechseln, lieber Rudolf?
— Nein; im Wasser nicht.



Lili's Gedanken am Strande:

— Welche Laffen! Ein Viertelduzend macht noch keinen Mann!

gewöhnlich, meinen Besuch. Als ich ihr Zimmer betrat, waren die Fenstervorhänge herabgelassen und in dem lieblichen Neste herrschte ein trauliches Halbdunkel und angenehme Kühle. In der Luft lag etwas Aufregendes; ein wunderliches, wonniges Gefühl regte sich in mir und es schien mir, daß ich in dem Augenblicke für einen süßen Kuß, für eine heiße Umarmung meiner Angebeteten mein Seelenheil willig hingeben würde. Mariechen war nicht im Zimmer, aber das leise, melodische Summen, welches ich durch die Thür des Nebenzimmers vernahm, sagte mir, in welcher Richtung ich sie zu suchen habe.

Ich wollte sie überraschen und drückte geräuschlos auf die Klinke; die Thüre öffnete sich zur Hälfte und durch den schmalen Spalt konnte ich in das dunkle Zimmerchen schauen, aus welchem der Gesang jetzt schon deutlicher zu vernehmen war. Ich schwamm in Wonne, denn was sie sang, war mein Lieblingslied: „Du, du liegst mir im Herzen . . .“

Sie dachte also an mich, die Süße.

Meine Augen gewöhnten sich allgemach an die Dunkelheit und als ich forschend umherblickte, war mir's mit einem Male, als würde ein Schleier sich über meine Augen legen und ein glühender Strom sich mir durch alle Adern ergießen.

Mariechen machte Toilette.

Aus dem duftigen, spitzenbesetzten Hemde quoll ihr jungfräulicher, voller, weißer Busen hervor und als ich sie im rosigen Kestere der durch die Fenstervorhänge dringenden Sonnenstrahlen sah, war mir, als würde dieser lebendige, alle Sinne reizende schöne Leib vor Wonne und Sehnsucht erbeben. Ihr seidenweiches Goldhaar breitete sich wie ein Mantel über ihre schimmernden, runden Schultern und während die beweglichen, weichen Locken ihre zarte Haut liebkosten, glaubte ich vor Neid, vor unlöslichem Durst vergehen zu müssen. Ihre winzigen Händchen machten sich mit den Spitzen zu schaffen;

ihre gebogenen Lippen öffneten sich zu einem Lächeln und unbewußt strahlte sie jenen unnennbaren Zauber aus, den eine bei der Toilette belauschte Frau auf einen Mann ausübt.

Bebend stand ich auf der Thürschwelle; aber nur einen Augenblick. Dann stürzte ich zu ihr hin, umschlang sie mit meinen zitternden Armen und drückte glühende Küsse auf den herrlichen Leib, während meine Seele sich an dem Duft berauschte, der den zarten Spitzen entströmte. Aber das wahrte nur einen Augenblick; denn in dem nächsten Moment empfing ich eine so kräftige Ohrfeige, daß ich betäubt zurücktaumelte. Mariechen aber stand mit vom Zorne hochgerötheten Wangen vor mir und streckte gebieterisch den Arm nach der Thüre aus, indem sie rief:

— Hinans!

Wankend trat ich den Rückzug an und im andern Zimmer sank ich unter der Wucht der auf mich einströmenden Gefühle auf einen Sessel. Als ich mich wieder einigermaßen gefaßt hatte, fühlte ich meinen Nacken von zwei weichen Armen umschlungen und eine süße Stimme flüsterte mir zärtlich ins Ohr:

— Zürne mir nicht, Gottfried, ich liebe Dich so sehr . . .

*

Jeremias Stark zuckte geringschätzig die Achseln und brummte:

— Ach, eine Fabel für Kinder.

Gottfried Senftig aber leerte ein Glas Wein und sagte mit glühenden Wangen:

— Nur Geduld!

*

Mit summendem Kopfe, schier bewußtlos, drückte ich sie an mich. Die dem jugendlichen Körper entströmende Wärme ergoß sich in mich; das Blut in meinen Adern begann wieder

zu jagen und indem ich meine glühende Stirne an ihren weißen Nacken preßte, stammelte ich mit bebenden Lippen:

— Mariechen . . . ich liebe Dich wahnsinnig.

Und ich preßte sie mit solcher Gewalt an mich, daß sie schier vor Schmerz aufschreien mußte. Sie aber hauchte mit ersterbender Stimme:

— Gottfried, laß' mich . . . Ich liebe Dich!

Und ich sagte weiter im Flüstertone:

— Du hast mich ins Gesicht geschlagen und doch liebe ich Dich sehr. Da bist Du an meiner Seite und glühst und machst mich erglühen, kannst selig werden und mich selig machen. Liebe mich! Ein Augenblick der Wonne und Du fesselst mich für immer an Dich. Mariechen, sei mein! . . .

Sie riß sich aus meinen Armen, ich aber eilte ihr nach.

— Noch heute will ich um Deine Hand anhalten, aber sei mein. Wenn Du mich wegstagst, muß ich sterben in meinem wahnsinnigen Verlangen. Mit einem Augenblick der Wonne kannst Du mein Leben erkaufen. Mariechen, sei mein . . .

Das Mädchen fiel vor mir auf die Kniee, brach in Thränen aus und stammelte schluchzend:

— Ich liebte Dich gestern, ich liebe Dich heute, ich werde Dich ewig lieben, aber — Du sollst mich achten. Was wäre ich, wenn ich für die Wonne eines Augenblicks mich selbst verwerfen würde? Und was wärest Du, wenn Du da für unser Beider Glück tödten würdest? Küsse mich und gehe! . . .

Wie sie so vor mir kniete, war sie wie das lebendig gewordene Bild der Wollust. Ich fühlte, daß der Verstand mich zu verlassen, die Begierde in mir alle Schranken zu durchbrechen drohe. Ich bat und flehte, sie bat und flehte noch mehr; ich drohte, sie antwortete darauf mit Bitten und Thränen. Endlich, als ich sah, daß Alles vergebens sei, sprang ich wüthend empor und schrie:

— Reißet ihr dies seidenweiche Haar aus, denn damit hat sie mich umgarnt; zerstückelt diesen schönen Leib, der mich in den Wahnsinn treibt. Daß Gott Dich straf . . .

Da schlossen ihre Lippen die meinigen; ihr warmer Leib schmiegte sich an mich; ihre weichen Arme legten sich um meinen Nacken und mit Wonne sog ich ihren warmen Athem ein. Meine zitternde Hand machte sich an ihrem Kleide zu schaffen, — da sank sie mir leblos aus den Armen, nur ihre Lippen bewegten sich noch, als wollten sie flüstern:

— Gottfried, laß' mich, ich liebe Dich! . . .

Das ist die Unschuld: grenzenlose Liebe, die in der Glühitze des Verlangens sich zu mäßigen weiß, verzehrende Anhänglichkeit, die in dem Kampfe mit sich selbst ihre Reinheit bewahrt. Mariechen war unschuldig.

Und darum habe ich sie zur Frau genommen.

*

Jeremias Stark füllte still die Gläser; Jeder trank das feine aus, dann wurden sie gleich wieder gefüllt.

— Ich habe es nie bereut, sie geheirathet zu haben, stammelte Gottfried Senftig mit schwerer Zunge.

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann in die Trinkstube und eilte mit raschen Schritten zur Gesellschaft der Zecher.

Jeremias Stark sah ihn blinzeln an und fragte in schläfrigem Tone:

— Wo bist Du so lange geblieben, Fritz?

Und der junge Mann antwortete noch leiser:

— Ich habe mich herrlich amüßirt. Nach langem Kampfe habe ich heute eine kleine Frau errungen. Ein prächtiges Weibchen und unschuldig . . . so unschuldig! . . .

Gottfried Senftig langte mit zitternder Hand nach seinem Glase und lallte dabei:

— Ja, mein Weibchen ist unschuldig . . .

Eduard.



O U J O U X .

Eine schöne Frau ist für die Männer niemals dumm, denn sie hat immer den Geist, den man zunächst sucht: den Geist schön zu sein. Eine Dummheit müßte so groß sein wie ein Haus, daß ein Mann sie bemerke, wenn sie aus einem schönen Munde kommt.

*

Eine Frau kann sehr schön sein, ohne die mindeste Schönheit zu besitzen.

*

Eine Frau, die nur Herz hat, kann Allen genügen; eine Frau, die nur Geist hat, taugt nicht viel. Es gibt Frauen, die so viel Herz haben, daß man niemals merkt, daß es ihnen an Geist fehle.

*

Zwischen zwei gleichwerthigen Frauen wird ein Mann zögern; zwischen zwei gleichwerthigen Verehrern wird eine Frau niemals zögern: sie wird Beide wählen.

*

Die Zunge einer Frau hat schon oft einem Manne den Hals abgeschnitten.

*

Die Wittwenhaube ist mehr minder eine Narrenkappe.

*

Alle Welt will die Wittwen leiten; um dem ein Ende zu machen, beeilen sie sich, wieder zu heirathen.

*

Im Brautstande ist jede Frau liebenswürdig; selbst Kantippe muß es gewesen sein.

*

Das Verlangen nach Prügeln bei den Weibern aus dem Volke ist nicht so verächtlich wie man glaubt. Die Frau ist geschaffen, um zu verzeihen; sie sucht bei dem Manne die Kraft, die Stütze, mit einem Worte: den Stock, — manchmal sogar für den Rücken.

*

Die Courtisanen sind wie die Uhrwerke: nur durch goldene Rädchen und Steine kann man sie in Bewegung setzen.

*

In dem Manne ist das Gleichgewicht besser hergestellt als in der Frau, die im Grunde ungleich und sensibel ist. Der Mann erfährt besser die tägliche Pflicht als die Frau; sie hat dagegen einen mehr ritterlichen Sinn. Die Frau verabscheut die soziale Gleichheit. Sie will im ersten Range stehen — oder im letzten, Königin sein oder Magd, Millionärin oder Nonne.

*

Die Frau ist ein Don Quixotte, der die Räder im Wege sind, umsomehr, als sie fortwährend gegen Windmühlen kämpft.

Einst und jetzt.

„Eurem Wunsch hab' ich willfahren —
Saget nur, was ist's Begeh'r?“

„„Gebt mir Antwort, holde Dame:
Warum liebt Ihr mich nicht mehr?““

„Ei der Tausend! Don Henriquez,
Gebt Beweis, daß Ihr mich liebt,
Und — ob meiner Gegenliebe
Jeder Zweifel bald zerfliehet!“

„„Nur Beweise, theure Schöne?
O befehlt, was soll gesch'eh'n?
Soll durch Wasser und durch Feuer
Ich für Euch, Geliebte, geh'n?“

„„Sprecht, wer hat Euch je beleidigt?
Ich zermalm' ihn, wer's Euch bot!
Soll 'nen Lindwurm ich erdroffeln?
Kämpfen gegen Höll' und Tod?“

„„Soll ich — ““

„Nicht so hastig, Ritter,
„Rein's von Allen will ich ha'n,
Nicht durch Wasser und durch Feuer —
Rein, durch's Herze brecht Euch Bahn!“

„Wißt Ihr noch wie einst (sie flüstert
Ein'ge Wörtchen ihm . . . in's Ohr)
Dann, hochedler Don will gern ich
Euer sein, ganz wie zuvor“

Und der Ritter lächelt blöde,
Dreht den Spitzbart, doch — er schweigt
Und verrätherische Farbe
Ihm auf Stirn' und Wange steigt.

Tief beschämt sucht er das Freie,
Abschied nimmt er flüchtig nur;
Und der Dame spöttlich Lachen
Tönt ihm nach bis auf den Flur.

W. W.



Rehabilitirt.

— Von Catulle Mendès —

I.

Sur Abendstunde, als der endlose blaue Meeresspiegel sich sanft kräuselte und einen erfrischenden Lusthauch über die Landschaft sandte, spazierten Lila und Colette im weichen Sande des Ufers. Nachdem sie sich eine Weile an den Herrlichkeiten der Natur ergötzt hatten, sagte Colette ihrer Freundin plötzlich:

— Meine Theure! Es ist an der Zeit, daß ich Dich warne: Du läufst Gefahr, Deinen guten Ruf einzubüßen.

— Wie? Ich?

— Du selbst! Wenn Du Dein Betragen nicht änderst, wird es dahin kommen, daß eine Person, die auf ihren guten Ruf etwas hält, sich in Deiner Gesellschaft nicht mehr wird zeigen können.

— Du übertreibst.

— Nein; ich mildere vielmehr. Weißt Du nicht, was man von Dir erzählt? Du würdest erröthen, wenn Dir zu Ohren käme, was man sich zulüstert, wenn Du am Abend den Kursalon betrittst.

— Was hat man mir denn vorzuwerfen?

— Du fragst noch? Wir sind seit einer Woche in diesem Badeorte, wo der Zufall eine Schaar hübscher, eleganter Männer zusammengeführt hat und Du hast noch nicht ein einziges Mal gebadet? Was kann man Anderes glauben, als daß Du Scheu hast die Geheimnisse zu zeigen, welche das ärmellose, kaum bis zum Knie reichende Badekostüm verräth? Man meint natürlich, daß Dein Busen seine Rundung den Künsten des Leibchens verdankt und daß Deine Lenden und Hüften, der Tournure entkleidet, einer großen Schüssel gleichen, auf welcher das winzige Gericht fast verschwindet.

— Aber Du weißt ja? . . .

— Ich weiß, daß Du vollkommen bist von den goldenen Stirnlöckchen angefangen bis zu dem rothigen Nagel Deiner Fußzehe; und wenn Du, bekleidet mit dem durchsichtigen weißen Flanell, auf dem Sande des Ufers Deinen Bademantel fallen ließe, würdest Du die strengsten Richter zur Bewunderung zwingen. Aber nein; Du weigerst Dich, mit nackten Füßen ins Meer zu gehen; Du scheinst die Prüfung zu scheuen, die so vielen Frauen gefährlich ist: die Prüfung im Bade, in der vollen Beleuchtung der Sonne; so daß über Dich die verlegendsten Bemerkungen in Umlauf sind. Und Du wirst begreifen, daß es für mich nichts Verdrießlicheres geben kann, als die Freundin einer Person zu sein, von der behauptet wird, daß sie keine jener Eigenschaften besitze, welche geeignet sind, die Werthschätzung eines wohl situirten Herzens zu gewinnen. Wenn Du schon deine Ehre so leichtfertig preisgibst, so solltest Du doch auf die meinige Rücksicht nehmen.

— Ach, meine Theure! seufzte Lila, in Deinem Vorwurfe liegt viel Wahrheit. Ich gebe zu, daß es für unsern Ruf sehr vortheilhaft wäre, wenn ich zur Stunde, da die jungen Leute die badenden Damen beobachten und beurtheilen, in einem durchsichtigen Badekostüm ins Wasser steigen würde. Aber, leider, ich kann es nicht über mich bringen! Keine Rücksicht, selbst nicht die Rücksicht auf meinen Ruf wird mich be-

wegen können, mich dem rauhen, kalten Ocean auszusetzen. Du weißt, daß ich das Bad nicht scheue, daß ich ganze Stunden in dem lauen, einschläfernden Wasser meiner Alabaſter-Wanne zubringe; aber die heftigen Stöße der Wogen, den ſalzigen Giſcht, die rauhen Hände des Bademeiſters, der die Damen überall anfaßt: nein, das könnte ich nicht ertragen, und müßte ich für die Häßlichſte der Welt gelten.

— Iſt das Dein legtes Wort? fragte Colette heftig.

— Oh, ſei mir nicht gram! Ich bin ſo fürchtſam und verhätschelt, daß es mir nicht möglich iſt.

— Genug; reden wir nicht mehr darüber.

Damit eilte Colette wüthend davon, ohne die bittenden Ruſe Lila's zu beachten, die ſie zurückhalten wollte.

II.

Colette war in dem Maße aufgebracht, daß ſie nicht zögerte, das Geſtade zu verlaſſen, welches Lila in ſo ſtandlöſer Weiſe entehrte. Sie ſuchte andere Sommerfriſchen auf, ging in die Berge, fern vom Meere, damit ſie durch nichts an den ärgerlichen Zwift erinnert werde, der ſie von dort verjagt hatte. Aber ach, ſelbſt im Hader liebten ſie einander, dieſe herzigen Geſchöpfe; ſolche Bande ſind nicht leicht zu zerreißen. Lila's Geplauder und Lachen und Schmolzmäulchen konnte Colette nicht entbehren; nach Verlauf eines Monats hielt ſie es nicht länger aus und mußte nach dem Orte zurückkehren, wo ſie die Schuldige zurückgelaffen hatte. Nicht ohne Beklommenheit erſchien ſie am Abend ihrer Ankuſt im Kurſalon, wo die jungen, eleganten Männer verſammelt ſind, deren Urtheil ihr ſo wichtig war. Was wird ſie hören müſſen, wenn man gerade von Lila ſpricht?

Nun ja: man ſprach von Lila; aber in einer Weiſe, welche geeignet war, das Herz der Freundin mit Stolz und Freude zu erfüllen. Nichts als begeiſterte Lobpreisungen. Lila beſitze körperliche Vorzüge, — ſagten die ſtrengſten Leute — wie man ſie bei den anbetungswürdigſten Frauen niemals geſehen hat; ihr Haar gleiche einem Mantel von goldgelber Seide, die feſten Rundungen ihres Buſens ſeien wie von Marmor, ihre kräftigen Hüften haben nichts mit der Tournure zu ſchaffen, ihr von einem zarten Goldſtaum angehauchtes volles Bein verläuft in den feinſten Knöcheln.

Colette ſuchte entzückt ihre Freundin und fand ſie endlich, genau an der Stelle des Strandes, wo ſie ſich entzweit hatten.

— Oh, meine Theure, wie glücklich bin ich! Endlich läßt man Dir Gerechtigkeit widerfahren!

— Ich konnte Deine gerechten Vorwürfe nicht verwinden und mußte Dir beweifen, daß unſere Ehre mir theuer ſei.

— Du haſt Deinen Fehler in glanzvoller Weiſe gut gemacht. Du haſt alſo trotz Deiner Furcht vor dem rauhen, kalten Ocean Dich entſchloſſen . . .

— Im Meer zu baden? Oh nein! durchaus nicht!

Colette war erſtaunt.

— Wie haſt Du es dann angefangen, die Bewunderung ſo vieler junger Leute zu erringen, die Dich früher ſo grausam verleumdete haben?

Lila wandte beſcheiden den Kopf ab und ſagte mit liebenswürdigem Erröthen:

— Es iſt mir in anderer Weiſe gelungen.

Colette aber lächelte fein und ſagte in zärtlichem Tone:

— Nun, die andere Methode iſt auch gut; wenn Du nur rehabilitirt biſt . . .



ONBONNIÈRE.

Bescheiden.

Ein würdiger, alter Beamter aus der Provinz hat ſich nach der Theatervorſtellung im Gaſthauſe ein wenig verſpätet und will um die Mitternachtsſtunde in ſein Hôtel, um ſich zur Ruhe zu begeben. Da wird er von einer einsamen Spaziergängerin mit „Schöner Herr!“ angeſprochen.

— Oh, ſagt der brave Mann beſcheiden; Sie übertreiben: höchſtens gut konſervirt.

*

Gut erklärt.

Baronin C. Erklären Sie mir, lieber Graf, den ſonderbaren Spruch: „Man liebt nur einmal.“

Graf D, ſehr einfach: Man liebt nur einmal in der Woche.

*

Wankelmuth.

Die ſchöne Frau F., ebenſo blond wie romantiſch veranlagt, hält in jeder Hand einen Liebesbrief und ſeufzt.

„Ach, da ſtehe ich nun, ſchwankend zwiſchen dem Verlangen, für den Einen zu ſterben, und dem Bedürfniß für den Andern zu leben.“

*

Ein Frommer.

— Wie, Lila? Du läßt am Freitag Faſtenſpeiſen bereiten?

— Mein dicker Banquier iſt ſo fromm, daß ich kein Fleiſchſpeiſen auf den Tiſch kommen laſſe, weil er ſonſt im Stande wäre — zuhauſe zu eſſen.

*

Eine Warnung.

Die Frau Kommerzienrätthin überrascht ihren Mann zum Geburtstag mit dem bekannten Bilde „Judith und Hoſoferneſ.“

— Schön, schön! aber mich gruſelt's . . . ſagt er.

— Laß Dir's auch zur Warnung dienen! Wenn Du nächſtens wieder ſo ſchnell einſchläſt . . .

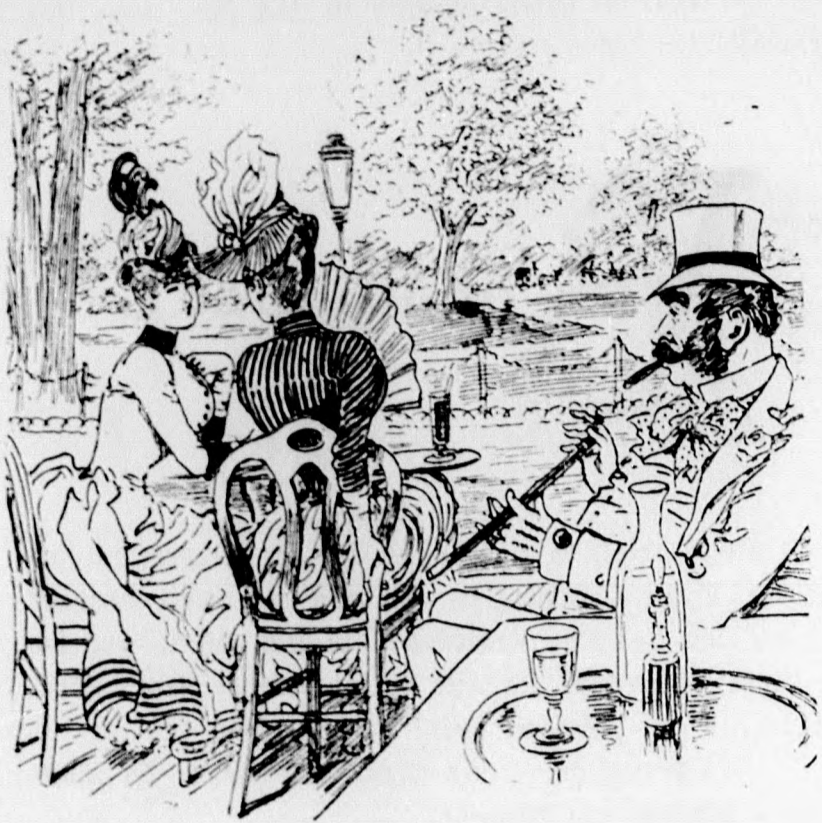
*

Amerikanisch.

Ein in Chicago erſcheinendes Journal brachte jüngſt folgende Annonce:

„Meine Frau Jenny hat ſich vor einer Woche verirrt oder iſt entführt worden. Wer mir ſie wiederbringt, dem ſchlage ich den Schädel ein.“

Pfiffig.



— Coralie, ich warne Dich vor dem Alten da hinten. Ich kenne den Schlingel . . . Im kritischen Moment bekommt er Nervenkrämpfe und vergift, Amors Reisekosten zu bezahlen.

— Dank für die Warnung! ich werde mir die Reisekosten — vorschießen lassen.

Der Herzensräuber.



— Im Wasser ist's leicht, es mit Zweien aufzunehmen aber später, auf dem Trockenen . . .

Ein Neugieriger.

— Von Armand Silvestre. —

I.

Was muß ich hören, Cabirol? Sie wollen gegen Ihre Frau den Scheidungsprozeß anhängig machen?

— Wichtig! erwiderte Cabirol energisch.

— Dieser Prozeß wird unter Ihren Freunden großes Aufsehen machen; denn Sie haben allenthalben mit der Tugend Ihrer Frau geprahlt und waren unerschöpflich in Lobeserhebungen über ihre bewundernswürdigen Eigenschaften. Ja, Sie waren manchmal indiscret, Cabirol, und haben Ihre unverheiratheten Freunde in Verlegenheit gebracht. Auch sollten Sie bedenken, daß Ihre Frau mehr als jede Andere zu entschuldigen ist, wenn sie Sie betrügt, weil Sie ihr keine Kinder gemacht haben.

— Richtig!

— Nun, im Ganzen ist's nicht meine Sache. Ich wiederhole Ihnen nur, daß ich an Ihrer Stelle, wie groß auch die Schuld Ihrer Frau sein mag, mich hüten würde, ein solches Aergerniß hervorzurufen. „Ei, ei! — werden die bösen Zungen in Marseille sagen — diese tugendhafte Person, die nur Gott liebte und ihre Armen und ihren Mann, ist nichts als eine Meze?“ Folgen Sie meinem Rathe: halten Sie ein und leisten Sie Ihrer Frau Abbitte.

Cabirol zuckte die Achseln und betrachtete mich argwöhnisch von der Seite.

II.

Endlich sagte er:

— Man sieht wohl, daß Sie nicht wissen, wie die Dinge sich zugetragen haben.

— In der That, ich war nicht dabei.

— Das bedaure ich Ihrethalben.

— Sie sind sehr gütig, Cabirol.

— Meine Bewunderung für meine Frau stieg mit jedem Tage. Oft sagte ich mir im Stillen: „Cabirol, der Herr hat Dir einen Engel ins Haus gesendet.“ Schon am frühen Morgen verließ sie das Haus, um den frommen Werken nachzugehen, welche ihr Leben ausfüllten. Und niemals ging sie mit leeren Händen. Sie nahm entweder meine besten Früchte für irgend ein krankes Kind mit oder meine beste Flasche Wein für irgend einen dürftigen Greis. Das verdroß mich manchmal; allein, da der Himmel uns eine leibliche Nachkommenschaft versagt hatte, sagte ich mir, daß sie das Bedürfniß fühle, außerhalb des Hauses Liebeswerke zu üben. Kurz: sie war nie zuhause.

— Und Sie, Cabirol? Was thaten Sie während der steten Abwesenheit Ihrer Frau?

— Sie wissen ja, mein Lieber: ich ging von Café zu Café und erzählte aller Welt: meine Frau ist eine Frau, wie es eine solche nicht mehr gibt. Denken Sie sich, daß ich mir strenge Vorwürfe machte, so oft es mir passirte, daß ich sie betrog; einmal bin ich schier gefallen, weil ich mir selbst einen Fußtritt in die Hinterbacken geben wollte.

— Sie hätten mich rufen sollen.

— Oh, mein Zorn wäre verflogen, ehe Sie gekommen

wären. Ich bin sehr lebhaft, aber auch sehr gütig zu mir selbst.
— So standen die Dinge, als wir in die Rue Cantegril zogen, in das Haus, wo ich jetzt noch wohne. Hier änderten sich mit einem Schlage die Gewohnheiten meiner Frau; sie hörte plötzlich auf auszugehen.

— Sie müssen entzückt davon gewesen sein.

— Oh, sie war deshalb nicht öfter bei mir; sie stach viel bei Nachbarnsleuten.

— So war es denn ein Nachbar, der Sie . . .

— Wichtig!

III.

— Wie ging das her?

— Meine Frau sagte mir oft: „Es gibt in diesem Hause eine sehr interessante Dame, deren Freundin ich werden will. Von einem armen Dragoner-Lieutenant angebetet, hat sie der Liebe dieses jungen Mannes nachgegeben, obgleich sie einen ehrenwerthen Gatten hat, einen einfältigen, aber gütigen Mann.“ Und sie wußte die Sache dieser interessanten Frau so geschickt zu vertreten, daß ich schließlich erklärte, eine Frau habe immer recht, ihren Gatten mit einem armen Dragoner-Lieutenant zu betrügen. Und darüber lachte sie wie närrisch.

Cabirol sann hier eine Weile nach, dann fuhr er fort.

— Natürlich hat ich sie um Erlaubniß, sie zu dieser Freundin zu begleiten, der sie so viel Zeit widmete und die nur ein Stockwerk über uns wohnte. Aber sie wehrte entschieden ab. „Wo denkst Du hin? rief sie. Eine Person in dieser heiklen Lage! Sie würde sterben vor Scham, wenn sie bei Deinem Anblick sich denken müßte, daß ich Dir vielleicht ihr Geheimniß verrathen habe. Auch habe ich Dir noch nicht Alles gesagt: sie ist seit mehreren Monaten in gesegneten Umständen.“ Ich begriff nun den Widerstand meiner Frau und war weniger verwundert darüber, daß ich dieser interessanten Dame im Hause noch nicht begegnet war. Es gibt viele Frauen die es nicht lieben, sich in diesem Zustande zu zeigen. Und doch interessirten mich die Geheimnisse der Mutterschaft außerordentlich, vielleicht deshalb, weil Madame Cabirol mir keinen Leibeserben geschenkt hatte. Gern hätte ich einen Geburtshelfer bestochen, daß er mir gestatte, bei dem aufregenden Drama einer Geburt anwesend zu sein. Als ich Dies meiner Frau sagte, verspottete sie mich. Indessen peinigte mich meine Unwissenheit in diesen Dingen und ich fühlte ein unstillbares Verlangen, darüber Näheres zu erfahren.

Eines Tages sagte mir meine Frau: „Heute Nacht wird's losgehen!“

IV.

Ich sah schon voraus, daß meine Frau diese Nacht bei der Kranken zubringen werde und war darüber sehr verdrossen. Es war der Tag des Nationalfestes und ich wäre mit ihr so gerne ausgegangen, um die Illumination zu besichtigen. Vergebens bat ich meine Frau; sie sprach von ihren Pflichten und erklärte, sie werde um neun Uhr bei dem Bette ihrer Freundin sein und sie nicht eher verlassen, als bis die Entbindung vorüber sein wird. Ich beschloß, früh zu Bett zu gehen und zu schlafen. Allein, der Lärm der festlichen Menge in den Straßen ließ mich nicht schlafen und ich bedauerte sehr, daß Madame

Cabirol nicht an meiner Seite liege. Dann dachte ich wieder an mein seltsames Verlangen. Wenige Schritte von mir spielt sich das Stück ab, das ich so gern mit angesehen hätte. Und da fuhr mir ein höllischer Gedanke durch den Kopf. Die Dachdecker, die seit einigen Tagen mit der Ausbesserung unseres Hausdaches beschäftigt waren, hatten eine am Dache befestigte Strickleiter zurückgelassen, die vor dem Balkon der interessanten Dame, und ein Stockwerk tiefer vor meinem Fenster hing. Mittelfst dieser Strickleiter könnte ich auf den Balkon gelangen und von dort vielleicht Alles sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Mit der Behendigkeit eines Schimpanse setzte ich diesen abenteuerlichen Plan sogleich ins Werk. Ich erreichte das mit Blumen geschmückte Eisengitter des Balkons. Die Hitze war erdrückend, darum hatte man ein Fenster offen gelassen, durch welches sanfte Klageklänge in die Nacht hinausdrangen. In dem Gemach brannte eine Nachtlampe und ich konnte Alles sehen. Aber, Himmel und Hölle! Was mußte ich sehen? Auf einem Sessel lag in Unordnung, wie in Eile hingeworfen, die Uniform eines Dragoner-Lieutenants, und auf dem Bette . . . lag Madame Cabirol, in den Armen eines Offiziers. Sie lispelte eben: „Noch einmal . . . küsse mich, theurer Amédée!“
— „Wichtig!“ schrie ich mit einer Donnerstimme, bei deren Vernehmung Beide mit einem Satz aus dem Bette sprangen. Der Offizier beeilte sich, in seine Pantalons zu schlüpfen; Madame Cabirol hingegen faßte sich bald und hatte den Muth zu sagen: „Si, Du Neugieriger! Du wolltest wissen, wie die Kinder entstehen; nun, jetzt weißt Du es!“

Diese Frechheit ist denn doch zu viel, nicht wahr? Und darum werde ich auf Scheidung klagen. Der Lieutenant ist vom 14. Regiment.

— Man wird Sie auslachen, Cabirol!

— Wichtig! schrie Cabirol und entfernte sich mit laugen Schritten.

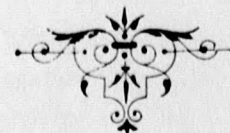
Der Hauptmann.

Der Hauptmann noch als Lieutenant
War ein recht schmucker Herr.
Die Mädchen ihn liebten — 's war stadtbekannt —
Die Frauen gar noch mehr.

Der Hauptmann noch als Lieutenant
And're heirathen ließ.
Die Weiber kamen ihm nachgerannt,
Machten ihm das Leben süß.

Doch als der Hauptmann ward Major,
Handelt' er gar nicht klug;
Er nahm ein Weib im Jugendflor:
'S gibt Lieutenants genug.

Zaphir.



ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

VII.

Wie hatte Cardenac einen wüthenderen Fluch ausgestoßen. Sein Tisch ächzte unter den wuchtigen Faustschlägen, die er gegen denselben führte.

Dann erhob er sich, nahm die Hand Sourdevals in die seinige und sprach:

— Haben Sie Vertrauen zu mir, volles Vertrauen? Holten Sie mich für unfähig, Ihnen eine Feigheit zu rathen?

— Ja.

— Nun wohl: geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie vor morgen Abend nichts unternehmen und mich allein machen lassen werden.

— Wie? Nach einem solchen Schimpf?

— Es muß sein! Ich weiß, daß es nichts Leichtes ist, was ich von Ihnen verlange; ich weiß, daß Sie mit diesem Makel auf den Wangen eine schlechte Nacht zubringen werden. Allein, die Sache, die sich ereignet hat, ist dunkel und muß vor Allem aufgeklärt werden. Wenn Sie Stephana lieben, wenn Sie um Ihr eigenes und um ihr Glück besorgt sind, so werden Sie mir gehorchen. Also abgemacht: Heute und morgen werden Sie nichts unternehmen; Sie werden einfach verschwinden, Sie existiren nicht. Ihr Wort darauf?

— Aber, wenn morgen . . .

— Wenn Ihnen Leopold morgen in meiner Gegenwart oder brieflich nicht Abbitte leistet, so schlagen Sie sich mit ihm und tödten Sie ihn.

Tiefe Trauer malte sich in den großen Augen Rogers.

— Arme Stephana! murmelte er.

Dann reichte er Cardenac die Hand und entfernte sich wortlos.

Cardenac schloß die Thüre und setzte sich wieder an den Tisch, wo er sich seinen Gedanken überließ. Zunächst drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß dieses ganze Abenteuer, nämlich die Begegnung Rogers mit diesem Weibe, dann die Begegnung mit Leopold und die Zornesaufwallung dieses Letztern nichts als ein im voraus überlegtes und mit kaltem Blute durchgeführtes Komplott sei, das mit dem Zufall, oder mit der Eifersucht nichts gemein hat. Daß Leopold wegen dieser geschminkten Dirne eifersüchtig sein könnte — war undenkbar. Welchen Zweck hatte dann diese Beschimpfung?

Ach, der Zweck war nur zu leicht zu erkennen! Da Leopold selbst durch die Verweigerung seiner Einwilligung die Heirath Rogers mit Stephana nicht verhindern konnte, hatte er ein anderes Mittel gesucht, um diese Verbindung unmöglich zu machen, und das Mittel auch gefunden. Ein Duell zwischen ihm und Roger — welchen Ausgang immer dieses Duell haben würde — bedeutete den Bruch einer solchen Verbindung; bedeutete, daß Stephana ins Kloster zurückkehren und den Schleier nehmen müsse. Jawohl, die ganze Komödie war nur erfunden, damit dieses Kind keinen Theil habe am Leben, an der Freude, an der Liebe! Es war ihm gleichgiltig, ob er tödtet oder ge-

tödtet wird, wenn nur sie nicht lebt! Welche Galle floß denn in seinen Adern? Welches Gift schäumte in ihm? Als Cardenac gestern hörte, wie Leopold seine Schwester mit Schimpfworten überschüttete, war er traurig geworden und hatte seinen Freund in harten Worten getadelt; jetzt, da er den Haß durch eine Thatsache bekräftigt, einen schlimmen Gedanken zu einer schlimmen Handlung werden sah, ward er von Wuth und Entrüstung ergriffen; es drängte ihn, Leopold an der Gurgel zu fassen, ihn auf die Kniee zu werfen und ihn zu zwingen, sich zu demüthigen, um Verzeihung zu bitten. Um Verzeihung bitten: wen? Stephana? Roger? Ohne Zweifel. Und auch ihn; vor Allem ihn, Cardenac; denn der am grausamsten Beleidigte war er. Kein Schimpf kam demjenigen gleich, welchen Leopold verübte, indem er sich selbst erniedrigte. Sein größtes Verbrechen bestand darin, daß er ihre Freundschaft entehrte. Und mit der Wuth zugleich erfaßte ihn auch die Trostlosigkeit. „Oh, der Bösewicht!“ rief er, indem er sich die Augen trocknete.

Plötzlich erhob er sich und begann mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Dann verließ er eilig das Haus. Wohin ging er? Zu Roquebrussane. Wozu? Um ihn zur Rede zu stellen.

Denn trotz der Geständnisse, welche Leopold ihm gestern gemacht hatte und trotz dessen, was sich heute ereignet hatte, konnte er an diese Abueigung Leopold's gegen Stephana nicht glauben. Er kannte das Herz seines Freundes; er hatte die Gemüthsfrische der Jugend sich bewahrt; sein Leben entsprach den Träumen seiner Kindheit. Ein solcher Mann sollte einen rohen, unversöhnlichen Haß gegen ein Kind hegen können? Er, der Bruder der Menschheit, sollte nur seine Schwester hassen? Unmöglich! sagte sich Cardenac, indem er mit raschen Schritten die Straßen durchmaß und die verblüfften Passanten beiseite schob. Aber wenn dem so ist: warum hat er diesen Haß laut verkündet? warum hat er heute im Salon diese schreckliche Scene herbeigeführt? Da ist das Dunkel und es gibt nur ein Mittel, das Geheimniß aufzuhellen: er wird Leopold zur Rede stellen. Aber wird er auch sprechen wollen? oder wird er, wenn er sich schon entschließt zu sprechen, sich nicht hinter seiner geheuchelten Festigkeit verschanzen? Ah! Cardenac wird ihn schon zu zwingen wissen, die Wahrheit zu sagen! Er war älter, männlicher, fast ein väterlicher Freund dieses Mannes, der ein Kind geblieben war; er befahl, der Andere gehorchte. Und wenn der Befehl erfolglos sein sollte, so werden seine Bitten ihn überwinden. Er wird ihn bei der Hand fassen und umarmen und Leopold's Widerstand wird seinen Thränen weichen müssen.

Herr von Roquebrussane war nicht zuhause.

— Ich glaube, der Herr Marquis ist im Theater, sagte der Diener. Er hat heute Morgens eine Loge bestellt. Cardenac hörte ganz verblüfft diese Auskunft

— Im Theater!

— Jawohl, sagte der Bediente. In der Alhambra. Der Herr Marquis war übrigens diese Woche schon wiederholt in der Alhambra.

Cardenac machte sich wieder auf den Weg. Wie? Leopold hat eine strafbare Handlung begangen — jawohl: strafbar, was immer auch das Motiv derselben war — und be-

wahrt gegenüber dem Uebel, das er begangen und noch begangen will, so viel Gleichgiltigkeit, daß er an einer frivolen Zerstreuung Geschmack findet? Im Theater an einem solchen Abend! Das übertraf alles Erdenkliche!

— Nun wohl, ich werde ihn im Theater auffuchen! sagte sich Cardenac in seinem neu erwachenden Groll.

Eine halbe Stunde später betrat er während eines Zwischenaktes den geräumigen, vollen Saal und nahm in der zweiten Reihe der Orchesterstige Platz. Er begann sogleich, den Saal zu durchsuchen; aber vergebens, Leopold war nicht da. Diese Dienstleute wissen nicht immer was sie reden. Cardenac fühlte sich erleichtert und wollte sich zurückziehen. In diesem Augenblicke fuhr er zusammen: da, rechts, sah er nicht Leopold, aber das Antlitz Leopolds, in dem Spiegel einer Profsceniumsloge des Erdgeschosses. Und Cardenac fühlte sich von Mitleid ergriffen, so tiefbleich war dieses Antlitz, so sehr drückte sich Angst und Entsetzen in seinen verzerrten Zügen aus.

Das Orchester begann ein Präludium und Cardenac erhob sich. Er wird sich in jene Loge begeben und seinen Freund wegführen. Allein, seine Nachbarn verwahrten sich gegen diese Störung und Cardenac nahm wieder Platz. Er betrachtete immerfort Leopolds Gesicht im Spiegel. Der Vorhang ging in die Höhe und zeigte die Dekoration des zweiten Aktes von „Zohar“, eines Trauerspiels mit Ballet, welches seit einem Monat von einer italienischen Gesellschaft gegeben wurde und welches, abgesehen von dem Reiz der fremden Sprache, hauptsächlich durch die Pracht seiner Dekorationen und Kostüme sehr viel Publikum anlockte.

VIII.

Herr von Roquebruffane saß unbeweglich im Hintergrunde seiner Loge — wo er sich verborgen wähnte, jedoch im Spiegel sichtbar war — und folgte dem Schauspieler.

Die Bühne zeigte unter dem tiefen Azur eines Nachthimmels den offenen Saal eines Palastes, groß wie eine Stadt und hehr wie ein Tempel, der seine durch drei Stockwerke laufenden Reihen von stämmigen Säulen ins Unendliche zu verlängern schien; vier riesige Leuchter von Bronze, je einer gen Osten, Westen, Süden und Norden, auf riesigem, vier-eckigem Piedestal von rothem Marmor ruhend, flammten und rauchten wie große Feuerbrände. Der Saal war leer und schien deshalb nur umso größer und feierlicher. Auf einer in der Mitte errichteten Plattform, wo in großen Büscheln weiße und rothe Lotos-Blumen ausgestreut lagen, gleichsam den weißen Schimmer des Schnees mit dem grauserregenden Roth eines Gemetzels vermengend, erhob sich kolossal auf seinen Hinterpranken ein scheußliches Götzenbild von Gold, männlich und weiblich, menschlich und thierisch, härtig und brüstig, Mann und Ziege, Weib und Widder zugleich, doppelgeschlechtig und doppelförmig sich zu einem einzigen Ungeheuer vereinigend, dessen beide Mäuler sich zu einem unslätigen Lachen verzogen und auf dessen Haupte eine hohe Mütze von Erze saß, in welcher Karfunkel blitzten.

Eine unbestimmte Musik ließ ihre Klänge, langsam wie Weihrauch, gegen den abscheulichen Götzen ertönen.

In verzücktem Tanze, mit fliegenden Haaren, die mit Glöckchen geschmückten Schuhe verlierend, stürzten hundert

Frauen auf die Plattform zu und warfen sich vor dem Götzen zu Boden; dann erhoben sie sich wieder, reckten und streckten sich, boten ihre Brüste und ihre Lenden dar und stießen erschreckliche Schreie aus gleich dem brünstigen Geheul der Wölfin in schwüler Nacht. Nun eilten Männer herbei, trunken und wahnsinnig wie die Weiber; sie sprangen hinter den Säulen hervor, auf den Treppen herauf, mit dem lauten Geräusch einer Heerde, welche vom Hügel herabsteigt. Und jede Geliebte erkannte ihren Geliebten, denn sie glichen einander, er und sie, wie Bruder und Schwester, aus dem nämlichen Blute gezeugt, im nämlichen Mutter Schoße gezeitigt. Bei den schrillen Stößen der Posaunen und den langgezogenen Tönen der Oboen kreisten sie paarweise vor dem Götzenbilde mit fliegenden Haaren, verschränkten Beinen, erschlaffenden, schweißtriefenden Leibern, in der Umschlingung eines wüthenden Tanzes, der nicht unterbrochen ward, wenn da und dort ein verschlungenes Paar wonnetrunken hinsank. Und jede Umschlingung war eine Nachahmung der ungeheuerlichen Einheit des doppelgeschlechtigen Götzen, der härtig und brüstig, bei diesem Anblicke triumphierend zu lächeln schien, während die zwischen den Säulen stolz und aufrecht stehenden greisen Priester, von den flammenden Leuchtern mit rothem Lichte übergossen, den wahnwitzigen Taumel der Sinnenlust gutzuheißen schienen, indem sie ihrem Götzen Hymnen sangen, wie folgt:

„Zohar! so genannt von der Stadt, oder ihr den Namen gebend, Prinz des Baal, Königs von Jawhe! Dem die verschwisterten Gestirne gehorchen, indem sie auf Dein Geheiß ihre Strahlen vereinigen! Der die Thiere des Waldes zu Begattungen treibt, aus welchen noch größere Ungeheuer hervorgehen sollen! Zohar! Du lachst und wirst ewig lachen!“

Dann verstummten der Chor und die Musik und eine einzelne Stimme ließ sich vernehmen. Es war die Stimme Naïm's, Königs von Zohar. Er war schön und jung; das weiße Antlitz war von braunen Locken umrahmt. Er lag auf einem Bette von kostbaren Stoffen, mit Blumen bestreut, an der Seite Jescha's, des blonden Kindes, das halbnackt die Arme um ihn legte. Er sprach:

„Oh Gattin und Schwester! Du bist die schönste der Frauen! Weiß am Leibe und mit blühendem Munde gleichst Du einer Taube, die eine Rose im Schnabel hält. Wo Du Deinen Fuß hinsetzt, läßt Du einen Duft von Narde zurück, daß die Bienen erstaunt sich fragen: „Weshalb haben die Gräser diesen unbekanntem Wohlgeruch?“ Deine Haare sind mir ein Obdach gleich einem schützenden Zelte, wo der müde Wanderer nichts entbehrt, weder den stärkenden Wein, denn Dein Kuß berauscht wie der Saft edler Trauben, noch die süße Ruhe, denn sanft ruht es sich auf Deinem warmen Busen.“

Da erhob sich plötzlich ein heftiger Sturmwind, der die Flammen der Leuchter verlöschte, die Priester an die Wand schleuderte, die Weiber zu Boden warf, die Mütze von Erz auf dem Haupte des Götzen schüttelte. Zugleich vernahm man ein furchtbares Getöse, als ob Thürme von Bronze zusammenstürzen würden. Aber der Palast verdunkelte sich nicht, denn der offene Horizont glich dem glühenden Krater eines Vulkans und von dem nächtlichen Himmel fielen auf die Steinplatten des Saales schwere Lavatropfen herab.

Auf der Höhe der obersten Treppe erschien ein Greis,

wie durch den Sturmwind herbeigeführt, begleitet von zwei zitternden Weibern, die sich an ihn klammerten. Einer der Priester steckte den Kopf hervor und rief: „Das ist Loth der Gerechte, der Bruder Abrahams!“

Und Loth, hinter welchem der zürnende Himmel zu flammen schien, ließ sich also vernehmen:

„Siehe! das Geschrei der fünf Städte ist zum Herrn emporgestiegen! Dein Geschrei, Sodom, unrein vor dem Herrn, das zu dem Wirth der Engel gesprochen hat: „Wo sind die beiden schönen Wanderer, die heute bei Dir eingekehrt sind? Gib sie heraus, auf daß wir sie kennen lernen!“ Und das Geschrei von Zeboim, wo die Jungfrauen sich weigern, sich mit den Jünglingen zu verbinden; und das Geschrei von Gomorrha, wo Mensch und Thier sich vereinen; und das Geschrei von Anama, wo die Leiber der Verstorbenen geschändet werden und das Geschrei des lasterhaften Zohar, wo Väter das sündhafte Lager ihrer Töchter theilen! Und der Herr sah, daß dem so sei und er ließ einen Regen von Schwefel und Feuer niedergehen und wird zerstören die fünf Städte mit allen ihren Einwohnern und das ganze Land ringsumher mit Allem was da lebt und grünt in demselben.“

Und die Thürme und Treppen, die Säulen und Leuchter und das Götzenbild von Gold stürzen mit furchtbarem Krachen zusammen und begraben die heulende Menge unter ihren Trümmern

Im Hintergrunde seiner Loge sitzt Leopold von Roquebruffane und folgt leuchtend und bebend den Vorgängen auf der Bühne. Seine zitternden Lippen scheinen die Worte Naïm's mitzusprechen. Da legt eine Hand, schwer wie Blei, sich auf seine Schulter und eine Stimme hinter ihm ruft:

— Glender!

— Oh! erwidert Leopold. Und er knickt willenlos in sich zusammen.

Cardenac aber ließ ihn nicht mehr los, sondern zog ihn fort, durch die leeren Korridore, dann über die Straßen, die Häuser entlang, durch die Menge. Und sie redeten nichts zu einander. Mit gesenktem Haupte, wankenden Schritten und stierem Blick folgte ihm Leopold, gleich einem betrunkenen Mörder, der mitten in seinem Verbrechen plötzlich ernüchtert wird.

(Ende des ersten Theiles.)

Zweiter Theil.

I.

Als er zuhause angekommen war und die Lampe schnell angezündet hatte, wandte Cardenac sich um und suchte Leopold. Dieser war neben der Thüre in einen Fauteuil gesunken, ließ Kopf und Arme hängen und gab kein Lebenszeichen. Aber Cardenac faßte ihn derb am Rockragen, um ihn zu schütteln, wie man einen Schläfer aufrüttelt.

— Nun, jetzt rede!

Leopold schlug die Augen nieder, wie ein nackter Mensch, der sich einer verborgenen Wunde schämt.

— Du wirst reden! Du wirst mir Alles sagen! fuhr Cardenac fort. Ich will wissen, wann und wie diese höllische Liebe entstanden ist.

Er faßte ihn beim Schopfe und nöthigte ihn so aufzuschauen. Er neigte sich zu ihm und schrie ihm wüthend ins Gesicht:

— Nimm Dich in Acht! Ich werde Dich tödten!

Dann ließ er ihn wieder zurücksinken und begann im Zimmer auf- und abzugehen. Er stampfte dabei mit den Füßen und stieß die Möbel beiseite, um so seinem Zorne Luft zu machen. Aber er konnte sich nicht beruhigen, die Galle überströmte in ihm und er stieß wilde Flüche und Schmähworte aus. Dann wieder brach er in ein lautes Gelächter aus und sagte, wie eine Frage beantwortend:

— Herr von Roquebruffane? Er ist mein Freund, gewiß; mein einziger Freund! Richtig! wissen Sie noch nicht: er ist der Geliebte seiner Schwester!

Leopold fuhr auf; er pflanzte sich vor Cardenac hin und schaute ihm ins Gesicht.

— Das glaubst Du nicht! Du kannst es nicht glauben! Ich will nicht, daß Du es glaubest!

Als er sich eines abscheulichen Verbrechens geziehen sah, das er nicht begangen hatte, fühlte er sich gewissermaßen unschuldig und milderte sich die Schmach seines wirklichen Vergehens; die Ungerechtigkeit dieses Vorwurfs verlieh ihm das Recht zu einigem Stolge. Und er fuhr fort:

— Ja, es ist wahr; ich kann es nicht leugnen, da Du mein Geheimniß entdeckt hast: ich hege eine verabscheuungswürdige Liebe für dieses Mädchen, für diese Stephana, das Kind meines Vaters, meine Schwester! Aber niemals habe ich mit einem Worte, noch mit einer Geberde oder auch nur mit einem Blicke ihr die Leidenschaft verrathen, von der ich besessen bin. Ein einzigesmal habe ich sie auf die Stirne geküßt und damals -- oh, ich schwöre es bei den heiligen Gebeinen meiner Mutter, die nicht die ihrige ist -- damals wußte ich nicht, daß dieser Kuß mit einem unauslöschlichen Feuer auf meinen Lippen brennen werde.

— So wäre denn Dein Gewissen beruhigt? meinte Cardenac höhniß. Vielleicht hältst Du Dich gar für lobenswerth, weil Du auf dem halben Wege der Schmach stehen geblieben bist? Du bleibst immerhin erbärmlich; aber ich muß diese Ungeheuerlichkeit in allen ihren Einzelheiten kennen lernen. Sprich! Ich höre und richte Dich! Du wirst nicht freigesprochen werden.

II.

Leopold von Roquebruffane hatte oft den Plan gefaßt, das Schloß, die Wiesen und Wälder wiederzusehen, wo seine Kindheit in träumerischer Schwermuth verfloßen; die Kapelle, wo der junge Priester, der die Welt nicht kannte, ihn über den Himmel und die christlichen Verheißungen unterrichtete; hauptsächlich aber das Haus der Madame Cardenac: ein altes, breites, niedriges Gebäude mit bloßgelegtem Mörtele, mit einem rothen Dach inmitten eines Obstgartens, wo er so oft mit Justin, nachdem sie sich tüchtig herumgetummelt hatten, unter einem schattigen Apfelbaum gefessen und ein Stück Haferbrot mit frischer, schäumender Milch gefrühstückt hatte.

(Fortsetzung folgt.)